# Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 6. 3. 1938 | Nr. 10


Vor 125 Jahren:

## „An mein Volk!"

### Hippel verfaßte den Aufruf Friedrich Wilhelms III.

Von Dr. Karl Krüger.

Am Anfang der Freiheitskriege steht der denkwürdige „Aufruf an mein Volk". Lange Zeit war man über seinen Verfasser im unklaren. Die einen schrieben ihn Schopenhauer zu, andere Dr. Stägemann, dem Vertrauten des Freiherrn vom Stein. In Wirklichkeit war der Staatsrat Theodor Gottlieb von Hippel der Verfasser. Nur wenige Eingeweihte wußten freilich damals darum; der Öffentlichkeit gegenüber hütete Hippel sein Geheimnis. Seit man aber einen Brief Hippels an seinen Schwiegersohn, Studiendirektor Bach in Fulda, gefunden hat, kann keine Ungewißheit über den wahren Verfasser mehr bestehen. In dem Brief heißt es: „Die mit Bleistift angestrichene Stelle (gemeint ist der 5. Absatz des Aufrufs) ist vom seligen Hardenberg hineingeflickt. Mir hat sie ein wenig Hors-d'oeuvre geschienen. Stägemann hat mitunter als Verfasser des Aufrufs gegolten. Er hat es öffentlich nicht abgelehnt, und ich habe eine Berichtigung nicht der Mühe für wert gehalten. Die Zeit wird's ja aufklären."

Theodor Gottlieb von Hippel, kgl. Staats- und Geheime Rat, wurde am 13. Dezember 1775 zu Gerdauen als Sohn eines Pastors geboren. Er wuchs in Königsberg auf, wo er seine Schul- und Universitätsjahre verlebte. Durch seinen Onkel, der ihn erzog, lernte er Königsbergs großes Dreigestirn, Kant, Hamann und Kraus, kennen. Mit zwanzig Jahren kam Hippel als Referendar nach Marienwerder. Seines Oheims Tod verschaffte ihm dessen großes Vermögen, zu dem ausgedehnte Güter gehörten. Er verließ darum den Staatsdienst und wurde Landwirt. Aber schon 1800 kehrte er in den Staatsdienst zurück und wurde Landrat und Kreisjustizrat des Michelauschen Kreises. In dieser Stellung erlebte er das Katastrophenjahr 1806. In der Folgezeit verfaßte er zahlreiche Denkschriften und Vorschläge zur Wiederaufrichtung Preußens, zur Erweckung des Nationalbewußtseins der Bevölkerung und zur Abwendung der vielen französischen Angriffe. Aus jener Zeit stammt auch ein Bürgerkatechismus, in dem er seine Gedanken über die politischen Pflichten eines Preußen niederlegte. Auf diese Weise lenkte er die Blicke des Staatskanzlers Hardenberg auf sich, der ihn 1811 zum Staatsrat in seinem Bureau ernannte, eine Stellung, die der eines heutigen Staatssekretärs entspricht. In dieser Vertrauensstellung machte Hippel die Freiheitskriege mit, nachdem sein Gesuch, als Frontsoldat verwendet zu werden, vom König abgelehnt worden war, „weil Beamte in ihrer Stellung ebenso unentbehrlich sein können, wie der Soldat in der seinigen". Nach Beendigung der Kriege wurde 1815 Hippel zum Regierungspräsidenten in Marienwerder ernannt. 1836 schied er aus dem Staatsdienst und lebte fortan auf seinen Gütern in Leistenau bei Marienwerder. Nach längerer Krankheit starb Hippel am 10. Juni 1843 in Bromberg. Außer dem Aufruf „An mein Volk" gab er noch zahlreiche andere Veröffentlichungen heraus, auch an der Ausarbeitung der Verordungen über die Organisationen der Landwehr und des Landsturms war er maßgebend beteiligt.

Der Aufruf „An mein Volk" erschien zum ersten Mal in der Sonnabend-Nummer der „Schlesischen privilegierten Zeitung" vom 20. März 1813. In Berlin wurde er durch Nr. 35 der „Berliner Haude- und Spenerschen Zeitung" verbreitet.

Ursprünglich hatte der König vor, ein Kriegsmanifest an Frankreich zu erlassen oder eine diplomatische Rechtfertigungsschrift an die europäischen Höfe zu senden, in denen er seine Stellungnahme auseinandersetzen wollte. Ancillon, der Erzieher des Kronprinzen, hatte auch schon ein solches Kriegsmanifest entworfen — „ein Muster vortrefflicher Kanzelberedsamkeit", nach dem Urteil Arndts. Der König lehnte Ancillons Arbeit ab. Fast täglich beriet man nun abends zwischen sieben und neun Uhr beim Kanzler, was zu tun sei. Am 14. März machte Hippel den Vorschlag kein Manifest zu erlassen, sondern nur eine einfache Erklärung an das Volk, da Preußen nach allen der Welt bekannten Vorgängen sich in so augenscheinlichem Recht befinde, daß eine öffentliche Anrede „An mein Volk" genügen werde und die beste Wirkung haben müsse. Gneisenau neigte als erster diesem Vorschlag zu. Schließlich stimmten alle Anwesenden bei. Hippel erhielt den Auftrag, einen solchen Aufruf zu entwerfen. Am folgenden Tag, am 15. März, schrieb er den Entwurf, den Hardenberg dem König unterbreitete. Der nahm noch einige stilistische Abänderungen vor. Dann wurde der Entwurf von dem Hofrat Barbe ins reine geschrieben, das Datum 17. März 1813 wurde hinzugefügt und nunmehr dem König zur Unterschrift vorgelegt. Mit kräftiger Hand setzte der König die Worte „An mein Volk" darüber und unterschrieb mit seinem vollen Namen. Der Dichter Theodor Körner gab die allgemeine Ansicht treffend wieder, wenn er schrieb: „In einer solchen Sprache hat noch kein König, kein Fürst zu seinem Volk geredet, so lange deutsch gesprochen wird; dieser Donner wird nicht leer in den Lüften verhallen, und daß der Blitz einschlägt, dafür laßt uns sorgen!"

### Der historische Aufruf.

Am 20. März 1813 stand in der „Schlesischen privilegierten Zeitung" jener historische Aufsatz, den Theodor von Hippel verfaßt hatte, der in Bromberg gestorben ist und auf dem alten evangelischen Friedhof seine noch heute würdig geschmückte Grabstätte hat:

Gut geweicht ist halb gewaschen!

Das spürt man, sobald das gute seifenhaltige Schichtpulver dabei ist. Denn am nächsten Morgen sind die meisten Flecken aus der Wäsche verschwunden. Der restliche Schmutz aber wird mühelos beim Kochen entfernt.

SCHICHTPULVER

löst den Schmutz, weil es Seife enthält

2236


**Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Devensiv-Bündnis abgeschlossen.**

### An Mein Volk.

So wenig für Mein treues Volk als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Übermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte Meiner Unterthanen Mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbs und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich Meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Übermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den Großen Kurfürsten, den Großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert Euch an die heldenmütigen Schweitzer und Niederländer.

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn, unser Beginnen ist groß, und nicht geringe die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen, für das Vaterland, für Euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth, und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen, werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber, welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand; keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen Gott und unser fester Willen werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

Leopold von Ranke:

## Der Eintritt des Christentums in die römische Welt.

Überblicken wir den Umkreis der alten Welt in den früheren Jahrhunderten, so finden wir ihn mit einer großen Anzahl unabhängiger Völkerschaften erfüllt. Um das Mittelmeer her, soweit von den Küsten die Kunde in das innere Land reicht, wohnen sie, mannigfach gesondert, ursprünglich alle eng begrenzt, in lauter freien und eigentümlich eingerichteten Staaten. Die Unabhängigkeit, die sie genießen, ist nicht allein politisch: allenthalben hat sich eine örtliche Religion ausgebildet, die Ideen von Gott und göttlichen Dingen haben sich gleichsam lokalisiert; nationale Gottheiten von den verschiedensten Attributen nehmen die Welt ein; das Gesetz, das ihre Gläubigen beobachten, ist mit dem Staatsgesetz unauflöslich vereinigt. Wir dürfen sagen, diese innige Vereinigung von Staat und Religion, diese zwiefache Freiheit, die nur etwa durch leichte Verpflichtungen der Stammesverwandtschaft beschränkt wurde, hatte den größten Anteil an der Bildung des Altertums. Man war in enge Grenzen eingeschlossen, aber innerlich derselben konnte sich die ganze Fülle eines jugendlich sich selber überlassenen Daseins in freien Trieben entwickeln.

Wie wurde dies alles so anders, als die Macht von Rom emporkam! Alle die Autonomien, welche die Welt erfüllen, sahen wir eine nach der andern sich beugen und verschwinden; wie ward die Erde plötzlich so öde an freien Völkern!

Zu anderen Zeiten sind die Staaten erschüttert, weil man aufgehört hatte, an die Religion zu glauben; damals mußte die Unterjochung der Staaten den Verfall ihrer Religionen nach sich ziehen. Mit Notwendigkeit, im Gefolge der politischen Gewalt strömten die nach Rom zusammen; welche Bedeutung aber konnte ihnen noch beiwohnen, sobald sie von dem Boden losgerissen wurden, auf dem sie einheimisch waren? Die Verehrung der Isis hatte vielleicht einen Sinn in Ägypten: sie vergötterte die Naturkräfte, wie sie in diesem Land erscheinen; in Rom ward ein Götzendienst ohne allen Sinn daraus. Indem dann die verschiedenen Mythologien einander berührten, konnten sie nicht anders, als sich wechselseitig bestreiten und auflösen. Es war kein Philosophem zu erdenken, das ihren Widerspruch zu beseitigen vermocht hätte.

Wäre dies aber auch möglich gewesen, so hätte es dem Bedürfnis der Welt schon nicht mehr genügt. Bei aller Teilnahme, die wir dem Untergang so vieler freier Staaten widmen, können wir doch nicht leugnen, daß aus ihrem Ruin unmittelbar ein neues Leben hervorging. Indem die Freiheit unterlag, fielen zugleich die Schranken der engen Nationalitäten. Die Nationen waren überwältigt, zusammen erobert worden, aber eben dadurch vereinigt, verschmolzen. Wie man das Gebiet des Reiches den Erdkreis nannte, so fühlten sich die Einwohner desselben als ein einziges, ein zusammengehörendes Geschlecht. Das menschliche Geschlecht fing an, seiner Gemeinschaftlichkeit inne zu werden.

In diesem Moment der Weltentwicklung ward Jesus Christus geboren.

Wie so unscheinbar und verborgen war sein Leben, seine Beschäftigung, Kranke zu heilen, ein paar Fischern, die ihn nicht immer verstanden, andeutend und in Gleichnissen von Gott zu reden; er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte; — aber, auch auf dem Standpunkt dieser unserer weltlichen Betrachtung dürfen wir es sagen: unschuldiger und gewaltiger, erhabener, heiliger hat es auf Erden nichts gegeben, als seinen Wandel, sein Leben und sein Sterben; und in jedem seiner Sprüche wohnt der lautere Gottes-

odem; es sind Worte, wie Petrus sich ausdrückt, des ewigen Lebens; das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche dieser nur von fern zu vergleichen wäre.

Wenn die nationalen Verehrungen je ein Element wirklicher Religion in sich eingeschlossen haben, so war dies damals vollständig verdunkelt; sie hatten, wie gesagt, keinen Sinn mehr; in dem Menschensohn, Gottessohn erschien ihnen gegenüber das ewige und allgemeine Verhältnis Gottes zu der Welt, des Menschen zu Gott.

In einer Nation ward Christus geboren, die sich durch ein einseitiges strenges Ritualgesetz von allen anderen am entschiedensten absonderte, die sich aber das unermeßliche Verdienst erworben, den Monotheismus, den sie von Anbeginn bekannte, unwandelbar festzuhalten, sich ihn nie entreißen zu lassen. Allerdings dachte sie ihn eben auch als einen nationalen Dienst, nunmehr aber bekam er eine ganz andere Bedeutung. Christus löste das Gesetz auf, indem er es erfüllte; der Menschensohn erwies sich nach seinem Ausspruch als Herr auch des Sabbats; er entfesselte den ewigen Inhalt der von einem engen Verstand unbegriffenen Formen. Aus dem Volke, das bisher durch unübersteigliche Schranken der Gesinnung und der Sitte von allen anderen getrennt war, erhob sich dann mit der Kraft der Wahrheit ein Glaube, der sie alle einlud und aufnahm. Es ward der allgemeine Gott verkündigt, durch den, wie Paulus den Athenern predigte, von einem Blut aller Menschen Geschlechter über den Erdboden wohnen. Für diese erhabene Lehre war, wie wir sahen, eben der Zeitpunkt eingetreten: es gab ein Menschengeschlecht, sie zu fassen. Wie ein Sonnenblick, sagt Eusebius, leuchtete sie über die Erde dahin. In kurzer Zeit sehen wir sie von dem Euphrat bis an den Atlantischen Ozean, längs des Rheins und der Donau, über die gesamten Grenzen des Reiches ausgebreitet.

So harmlos und unschuldig sie aber auch war, so mußte sie doch der Natur der Sache nach starken Widerstand in den bestehenden Diensten finden, die sich an die Gewohnheiten und Bedürfnisse des Lebens, an alle alten Erinnerungen anschlossen und jetzt eine Wendung genommen hatten, durch die sie der Verfassung des Reiches doch auch wieder entsprachen.

Der politische Geist der antiken Religionen versuchte sich noch einmal in einer neuen Bildung. Die Summe aller jener Autonomien, welche einst die Welt erfüllt, ihr Gesamtinhalt war einem einziges zuteil geworden, es gab noch eine einzige Gewalt, die von sich selber abhängig zu sein schien; die Religion erkannte dies an, indem sie dem Imperator göttliche Verehrung widmete. Man richtete ihm Tempel auf, opferte ihm auf Altären, schwur bei seinem Namen und feierte ihm Feste, seine Bildnisse gewährten ein Asyl. Die Verehrung, die dem Genius des Imperators erwiesen wurde, war vielleicht die einzige allgemeine, die es in dem Reiche gab. Alle Götzendienste bequemten sich ihr; sie war eine Stütze derselben.

Dieser Dienst des Cäsar und die Lehre Christi hatten im Verhältnis zu den lokalen Religionen eine gewisse Ähnlichkeit; aber zugleich standen sie auch in einem Gegensatz, der sich nicht schärfer denken läßt.

Der Imperator faßte die Religion in dem weltlichen Bezuge, — an die Erde und ihre Güter gebunden: ihm seien dieselben übergeben, sagt Celsius; was man habe, komme von ihm. Das Christentum faßte sie in der Fülle des Geistes und der überirdischen Wahrheit.

Der Imperator vereinigte Staat und Religion; das Christentum trennte vor allem das, was Gottes, von dem, was des Kaisers ist.

Indem man dem Imperator opferte, bekannte man sich zur tiefsten Knechtschaft. Eben darin, worin bei der früheren Verfassung die volle Unabhängigkeit bestand, in der Vereinigung der Religion und des Staates, lag bei der damaligen die Besiegelung der Unterjochung. Es war ein Akt der Befreiung, daß das Christentum den Gläubigen verbot, dem Kaiser zu opfern.

Der Dienst des Imperators war endlich auf die Grenzen des Reiches, des vermeinten Erdkreises, beschränkt; das Christentum war bestimmt, den wirklichen zu umfassen, das gesamte Menschengeschlecht. Das ursprüngliche, älteste religiöse Bewußtsein, oder wenigstens ein unbedingt reines, durch keine notwendige Beziehung auf den Staat getrübtes, suchte der neue Glaube in den Nationen zu erwecken und setzte es dieser weltherrschenden Gewalt entgegen, die, nicht zufrieden mit dem Irdischen, auch das Göttliche unterwerfen wollte. Dadurch bekam der Mensch ein geistiges Element, indem er wieder selbständig, frei und persönlich unüberwindlich wurde; es kam Frische und neue Lebensfähigkeit in den Boden der Welt; sie wurde zu neuen Hervorbringungen befruchtet.

Es war der Gegensatz des Irdischen und des Geistigen, der Knechtschaft und der Freiheit, allmählichen Absterbens und lebendiger Verjüngung.

Hier ist nicht der Ort, den langen Kampf dieser Prinzipien zu beschreiben. Alle Lebenselemente des Römischen Reiches wurden in Bewegung gezogen und allmählich von dem christlichen Wesen ergriffen, durchdrungen, in diese große Richtung des Geistes fortgerissen. Von sich selber, sagt Chrysostomus, ist der Irrtum des Götzendienstes erloschen. Schon ihm erscheint das Heidentum wie eine eroberte Stadt, deren Mauern zerstört, deren Hallen, Theater und öffentliche Gebäude verbrannt, deren Verteidiger umgekommen seien; nur unter den Trümmern sehe man noch ein paar Alte, ein paar Kinder stehen.

Bald waren auch diese nicht mehr, und es trat eine Verwandlung ohnegleichen ein.

Aus den Katakomben stieg die Verehrung der Märtyrer hervor; an den Stellen, wo die olympischen Götter angebetet werden, aus den nämlichen Säulen, die deren Tempel getragen, erheben sich Heiligtümer zum Gedächtnis derjenigen, die diesen Dienst verschmäht und darüber den Tod erlitten hatten. Der Kultus, den man in Einöden und Gefängnissen begonnen, nahm die Welt ein. Man wundert sich zuweilen, daß gerade ein weltliches Gebäude der Heiden, die Basilika, in eine Stätte christlicher Verehrung umgewandelt worden. Es hat dies noch etwas sehr Bezeichnendes. Die Apsis der Basilika enthielt ein Augusteum, die Bilder eben jener Cäsaren, denen man göttliche Ehre erwies. An die Stelle derselben trat, wie wir in so vielen Basiliken noch heute sehen, das Bild Christi und der Apostel; an die Stelle der Weltherrscher, die selber als Götter betrachtet wurden, trat der Menschensohn, Gottessohn; die lokalen Gottheiten wichen, verschwanden. An allen Landstraßen, auf der steilen Höhe des Gebirges, in den Pässen durch die Talschluchten, auf den Dächern der Häuser, in der Mosaik der Fußböden sah man das Kreuz. Es war ein entschiedener, vollständiger Sieg.

Wie man auf Münzen Konstantins das Labarum mit dem Monogramm Christi über dem besiegten Drachen erblickt, so erhob sich über dem gefallenen Heidentum Verehrung und Name Christi.

Auch von dieser Seite betrachtet, wie unendlich ist die Bedeutung des Römischen Reiches! In den Jahrhunderten seiner Erhebung hat es die Unabhängigkeit gebrochen, die Völker unterworfen; es hat jenes Gefühl der Selbständigkeit, das in der Sonderung lag, vernichtet; dagegen hat es dann in seinen späteren Zeiten die wahre Religion in seinem Schoß hervorgehen sehen, — den reinsten Ausdruck eines gemeinsamen Bewußtseins, welches weit über seine Grenzen reicht, das Bewußtsein der Gemeinschaft in dem einen wahren Gott. Dürfen wir sagen, daß das Reich durch diese Entwicklung seine eigene Notwendigkeit aufhob? Das Menschengeschlecht war nunmehr seiner selbst innegeworden; es hatte seine Einheit in der Religion gefunden.

## Trost.

**Es haben viel Dichter gesungen**
**im schönen deutschen Land,**
**nun sind ihre Lieder verklungen,**
**die Sänger ruhn im Sand.**

**Aber solange noch kreisen**
**die Stern um die Erde rund,**
**tun Herzen in neuen Weisen**
**die alte Schönheit kund.**

**Im Walde da liegt verfallen**
**der alten Helden Haus,**
**doch aus den Toren und Hallen**
**bricht jährlich der Frühling aus.**

**Und wo immer müde Fechter**
**sinken im mutigen Strauß,**
**es kommen frische Geschlechter**
**und fechten es ehrlich aus.**

Joseph v. Eichendorff
geb. am 10. März 1788. in Lubowitz,
Kreis Ratibor (gest. 1857.)

## Ein „Meeres-Appell" der polnischen Jugend in Danzig.

Dieser Tage hat in Danzig ein „Meeres-Appell der polnischen Jugendverbände stattgefunden, an dem, wie die polnische Presse erklärt, insgesamt etwa 2000 Personen teilgenommen haben. Aufgabe dieser Veranstaltung war es, der polnischen Jugend die Bedeutung des Meeres für die künftige Entwicklung der Großmacht Polen vor Augen zu führen und gleichzeitig den Nachweis dafür zu erbringen, wie gut organisiert die polnische Jugend im Gebiet der Freien Stadt ist. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die beiden Hauptredner des Abends, ein Mitglied der polnischen diplomatischen Vertretung Rat Perkowski und der Redakteur Cieszyński, sich aller Angriffe gegen die Freie Stadt bzw. den Nationalsozialismus enthielten, wohl aber hervorhoben, welche Aufgaben der polnischen Jugend in Danzig zufallen. Drei Richtlinien wurden aufgestellt: zunächst soll nur das Allgemeinwohl der polnischen Bevölkerungsteile in der Freien Stadt maßgeblich sein, sodann wird eine zielbewußte Konzentration der polnischen Kräfte gefordert, so daß die Zersplitterung der Jugendorganisationen aufhört, und schließlich müsse sich gerade die Jugend dessen bewußt sein, welche Mission ihr hinsichtlich der polnischen Seepolitik übertragen sei.

* *

## Gegen die Verwahrlosung der englischen Jugend.

**Ein Hirtenbrief des Bischofs von London.**

In einem Hirtenbrief des Londoner Bischofs Dr. Ingram wird auf die **Verwahrlosung der englischen Jugend** hingewiesen und **dem gegenüber die körperliche Ertüchtigung der deutschen Jugend als vorbildlich hingestellt.** „Es wird einem übel", so heißt es in dem Hirtenbrief unter anderem, „wenn man sieht, wie junge Männer und Frauen in England durch unsinnigen Genuß von Alkohol, durch übermäßiges Essen und Rauchen sowie durch ein zügelloses Nachtleben ihre Gesundheit ruinieren." In Deutschland habe man durch den Grundsatz, daß jedes Vergnügen vor der Liebe zur Nation zurücktreten müsse, große Erfolge auf dem Gebiet der Jugendertüchtigung erzielt."

## Das Schulkind am Morgen.

„Wo ist denn der Schulranzen?" — „Willst du wohl essen?" „Ach, ist das Kind heute morgen wieder nervös!" das sind nur wenige Aussprüche von den vielen, die man morgens in der Familie kurz vor dem Aufbruch des Kindes zur Schule hören kann. Hat die Mutter recht, wenn sie ihr Kind nervös nennt? Sicherlich nicht; denn die Nerven des Kindes sind noch unverbraucht und wahrscheinlich stärker als die der Mutter. In Familien, wo Aussprüche wie die oben genannten morgens an der Tagesordnung sind, herrscht eine falsche Zeiteinteilung, fehlt die unbedingt nötige richtige Ordnung. Eltern schulpflichtiger Kinder, besonders die Mütter, sollten dafür sorgen, daß dieser Übelstand abgestellt wird.

Aber wie? Zunächst darf es nicht vorkommen, daß das Kind morgens noch seine Schreibhefte, Lesebücher usw. in den Tornister packen, womöglich noch einen Teil der Schularbeiten erledigen muß. Das hat unbedingt am Abend vorher zu geschehen. Der fertig gepackte Schulranzen soll abends an einer ganz bestimmten, immer gleichen Stelle untergebracht werden, damit er morgens griffbereit ist. Das Einpacken erfolgt abends auch mit viel größerer Ruhe und Besonnenheit, so daß es nicht vorkommen kann, daß dem Kind auf dem Schulwege plötzlich einfällt, daß es etwas vergessen hat und daß es womöglich zurückläuft, um das Vergessene noch zu holen.

Auch die große Körpersäuberung soll nicht morgens in der Eile, sondern am Abend vorgenommen werden. Sie erfolgt dann nicht nur gründlicher, sondern verhindert auch, daß das Kind den Staub des Tages mit ins Bett nimmt. Bei dieser abendlichen großen Wäsche ist das gründliche Zähneputzen nicht zu vergessen, das unter Verwendung einer guten Zahnpasta erfolgen soll. Die Mütter tun gut daran, das Kind beim Waschen zu überwachen, dabei auch unauffällig den entblößten Körper des Kindes zu mustern, um etwaige Hautausschläge, Entzündungen usw. rechtzeitig festzustellen. Beobachtet man solche Schäden, kann man ihnen meistens leicht mit den geeigneten Mitteln abhelfen. Nach dem Waschen gut abtrocknen und dann rasch ins Bett, das Licht löschen und für unbedingte Ruhe sorgen, damit das Kind schnell einschläft. Das Schulkind braucht in den ersten Jahren noch zwölf bis elf, bis zum Ende der Schulzeit aber immer noch mindestens zehn Stunden Schlaf. Wenn das Kind abends nicht ins Bett will, wenn es bettelt, noch ein halbe Stündchen aufbleiben zu dürfen, so sollen die Eltern nicht nachgiebig sein, ebensowenig wie am Morgen, wenn es sich um das Aufstehen handelt. Die fünf Minuten, die das Kind morgens über die festgesetzte Zeit noch im Bett bleibt, rächen sich sehr häufig, sei es beim Frühstück oder auf dem Schulweg, der jetzt vielleicht im Laufschritt zurückgelegt werden muß. Die Folge ist dann, daß das Kind ermüdet und abgehetzt in der Schule ankommt, schäfrig ist und dem Unterricht nicht folgen kann.

Eine Quelle häufiger Verdrießlichkeit ist das Frühstück. Manche Kinder frühstücken ausgiebig und mit gutem Appetit, andere wieder wollen durchaus nichts essen. Es ist nicht immer ratsam, im letzteren Fall einen allzu heftigen Zwang auszuüben, vorausgesetzt, daß die Kinder ein gutes und reichliches Frühstück für die 10 Uhr-Pause mitnehmen und dieses dann in Ruhe verzehren können. Besser freilich ist es in jedem Falle, wenn man das Kind dazu erzieht, frühmorgens ausreichend zu essen. Der Magen ist dann am aufnahmefähigsten und am besten in der Lage, nicht nur die verbrauchte Zellsubstanz und Körperwärme zu ergänzen, sondern auch das für den Aufbau des Körpers Nötige richtig zu verarbeiten. Zum ersten Frühstück empfiehlt sich eine Mehl- oder Haferflockensuppe, eine Tasse Milch oder Milchkakao, eine Scheibe (oder auch zwei) Vollkornbrot mit Butter oder Schmalz, Honig oder Marmelade. Auch etwas Obst bekommt dem Kind morgens vorzüglich; es kann auch zum zweiten Frühstück mitgegeben werden. Die Eltern tun gut daran, wenn sie gleichzeitig mit dem Kinde frühstücken. Die Mahlzeit wird dann mit größerer Ruhe eingenommen.

Von großer Wichtigkeit ist es weiterhin, das Kind schon von der frühesten Jugend her an eine regelmäßige Darmentleerung zu gewöhnen. Am besten ist es, wenn diese stets zur gleichen Stunde morgens vor dem Fortgang zur Schule erfolgt.

Schließlich sollen die Mütter beim Nachhausekommen des Kindes darauf dringen, daß es sich sofort wäscht und sich nicht mit ungesäuberten Händen zum Mittagstisch setzt. Sie sollen ferner regelmäßig das Haar gründlich mit einem Staubkamm kämmen, um etwa aus der Schule mitgebrachtes Ungeziefer zu entdecken; denn das kommt auch heute trotz verbesserter Hygiene immer noch vor. Gegebenenfalls nehme man eine gründliche Reinigung mit Sabadillessig oder anderen geeigneten Präparaten vor.

## Die Stadt am Rande der Hölle.

**Ein amerikanisches Bergwerk brennt seit fünf Jahrzehnten.**

In den Kohlengruben von Perry im nordamerikanischen Staat Ohio wurde um das Jahr 1884 von streikenden Arbeitern ein Feuer gelegt, das bis heute noch nicht gelöscht werden konnte.

Als damals unter den Grubenarbeitern von Perry ein Streik ausbrach, der zu den schwersten Konflikten führte, die Amerika je erlebte — es gab blutige Zusammenstöße wie in einem Krieg —, verübten einige Streikende eine fürchterliche Tat, schlichen nachts in einen Schuppen, in dem einige Kohlenwagen auf dem Gleise standen, überschütteten die ganze Ladung mit Petroleum, zündeten sie an und stießen die brennenden Wagen in die Grube hinunter.

Die Folgen waren ungeheuerlich. Das Kohlenlager begann an der Grubenmündung zu brennen, und das Feuer wälzte sich in den Schächten und Stollen des Bergwerks fort. Es griff solcherart um sich, daß kaum ein Versuch unternommen werden konnte, es zu löschen. Wochen, ja, Monate hindurch fraßen sich die Flammen immer tiefer in die Unterwelt. Aus Monaten wurden Jahre — und heute sieht die Gegend von Perry wie eine vulkanische Landschaft aus. Der Feuerherd erstreckt sich über ein Gebiet von 24 Quadratkilometern. Überall klaffen Erdrisse und Krater, aus denen Wolken von giftigen Gasen emporsteigen.

Die Einwohner von Perry haben mancherlei erleben müssen. Als ein Farmer eines Morgens Wasser holen wollte, fand er statt des Brunnens einen kleinen Vulkan vor. Die Hitze hatte über Nacht das ganze Wasser ausgetrocknet, und aus dem Brunenloch qualmte eine Rauch- und Feuersäule. Viele Höfe mußten geräumt werden, weil der Boden plötzlich nachgab.

Die Gegend von Perry war einst sehr reich an Naturschätzen. Es gab dort Wälder und fruchtbare Felder. Heute ist alles abgebrannt, und selbst die kleineren Kohlengruben mußten aufgelassen werden. Unweit des brennenden Grubengebiets liegt die kleine Stadt New Straitville, die in den amerikanischen Zeitungen den unheimlichen Namen einer „Stadt am Rande der Hölle" führt. Noch ist sie nicht unmittelbar bedroht, wenngleich einige ihrer Straßen schon in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Die Behörden des Staates Ohio sind in all den Jahren nicht untätig gewesen. Sie haben vielmehr viele Versuche unternommen, um dieser unterirdischen Feuersbrunst Herr zu werden. Es wurden große Arbeiterscharen ausgeschickt, um die Krater und Erdrisse zu verschütten. Man führte dicke unterirdische Betonmauern auf und leitete ganze Bäche in die Schächte. Bisher blieb jedoch alles vergeblich.

Gegenwärtig wird nun wieder versucht, der Katastrophe von Perry ein Ende zu bereiten. Die Regierung hat beschlossen, die Löschmaßnahmen als Notstandsarbeit fortzusetzen, und einen Betrag im Werte von mehreren Millionen Mark dafür bewilligt. Sollte es gelingen, die unterirdische Feuersbrunst zu meistern, so werden sich die bisherigen hohen Kosten der Löschversuche vielfach bezahlt machen. Die verbrannten Kohlenlager hätte man für 12 Millionen Mark verkaufen können, und die in den Gruben noch vorhandenen Kohlen sollen einen Wert von 150 Millionen Mark besitzen.

Die Bewohner von Perry haben allerdings nicht viel Hoffnung, daß es gelingt, den Brand zu löschen. Die alten Leute, die ihn von seinem Anfang an kennen, sind der Meinung, daß dieses Feuer ewig brennen werde.